

Alleinerziehend

„Wenn es in unserer Jugend alleinerziehende Mütter gegeben hat“, ließ sich Joekey vernehmen, als alle ihr Getränk in Reichweite vor sich stehen hatten, und er, Joekey, einen tüchtigen Schluck Lauberbacher Hefeweizen aus dem Weißbierglas geschlürft hatte, „dann fast nur, weil der Vater im Krieg gefallen war oder weil er später an den Kriegsfolgen gestorben ist oder weil er lange in Gefangenschaft gehungert hat.“ Danach musste sich Joekey den Schaum vom Mund wischen, um fortzufahren: „Alleinerziehende Mütter, die sich hatten scheiden lassen, weil sie meinten, falsch geheiratet zu haben, gab’s so gut wie gar keine. Heutzutage ist es anders. Die meisten Alleinerziehenden haben aus einer Laune heraus geheiratet, und wenn dann was anders kommt als geträumt, dann wird nach dem Scheidungsanwalt geschrien.“

„Wenn das jemand als Privatvergnügen betreibt, geht mich das ja nix an“, stellte Schorschio in seiner sachlich trockenen Art fest. „Aber wenn der dem Steuerzahler, also mir, anschließend auf der Tasche liegt, dann möchte ich dazu doch mal meine Meinung sagen dürfen.“ Schorschios Haarsträhne war ihm ins Gesicht gerutscht. Sie musste nach hinten geschnickt werden. „Warum müssen Ehepaare mit gebärfähigen Frauen nicht bei der Eheschließung eine Scheidungsversicherung abschließen, die die Kosten trägt, wenn die Alte die Rangen plötzlich allein am Hals hat? Sollen die doch ihre Misere selbst finanzieren. Es ist ja nicht so, dass da immer nur arme Leute heiraten. Heut gibt’s doch Versicherungen gegen alles und jedes.“

„Das Verarmen entsteht ja in der Regel erst durch gesellschaftswidriges Verhalten, also nach der Scheidung“, brummte Kahl-Krischan und stellte sein Glas hörbar auf den Tisch. „Durch die Scheidung entstehen oft alleine deshalb zwei weniger Betuchte, dass jeder eine eigene Wohnung braucht, einen Kühlschrank, Staubsauger, Waschmaschine, Heizung, Strom und so weiter.“

„Im Tierreich ziehen viele Tierarten ihre Jungen selbst groß, und wenn eines der Elterntiere stirbt oder abhaut, dann hat der Nachwuchs kaum a Überlebenschance“, sinnierte Joekey. „Ich seh ja ein, dass wir die Kinder geschiedener Paare nicht einfach verhungern lassen können, aber ich sehe nicht ein, dass die Eltern keine Vorsorge für den Fall treffen müssen, dass die Mutter erst nach dem dritten Kind merkt, dass sie den Falschen geheiratet hat. Wieso müssen wir die Bälger mit Steuermitteln durchfüttern? Ich hab nach der Scheidung auch für meine Kinder gezahlt.“

Der aus Bayern stammende Pharmareferent Karl-Josef Berghofer, genannt Joekey, ist mit neunundsechzig Jahren der Älteste in der Runde und mit einemmetersechsendachtzig zugleich der Größte unter den Anwesenden. Sein Lieblingsgetränk ist Lauberbacher Hefeweizen. Wein, Sekt und Schnaps mag er eher nicht. Spätestens alle zwei Stunden bekommt er Hunger und dann braucht er eine Kleinigkeit. Die kann aber durchaus etwas größer ausfallen. Bis hin zur Schweins- oder Kalbshaxe. Trotzdem zeigt er sich allezeit beneidenswert schlank. Auf dem drahtig sportlichen Körper schauen zwei schelmische Augen aus einem markant ovalen Kopf, der hauptsächlich aus einem schwarzen Bart, der rechts und links vom Kinn schon ein wenig ins Graue tendiert sowie einem schwarz gelockten Wuschelkopf besteht. Als Hansdampf in allen Gassen kennt Joekey alle Neuigkeiten als erster. Sein Interesse fürs Historische lässt ihn oft stundenlang in alten Büchern, Zeitungen und anderen Unterlagen stöbern. Er ist geschieden, hat eine Tochter und zwei Söhne. Seinen Verpflichtungen gegenüber der Ex-Familie ist er stets nachgekommen, weshalb er genüsslich auf Sozialschmarotzer aller Art schimpft. Auch seinen Enkel unterstützt er regelmäßig. Weil er den Dingen stets auf den Grund geht, und oft genug anschließend ausführlich darüber doziert, nervt er die anderen zuweilen.

„Die sozialistische Plärrerei, dass Alleinerziehende geschützt werden müssten, weil wir die Kinder brauchen, leuchtet mir ums Verrecken net ei“, regte sich Schorschio auf. „Diese Gören tragen doch nie zum Wohlergehen der Allgemeinheit bei. Die liegen früher oder später dem Staat auf der Tasche. Warum man so was auch noch züchten soll, ist mir ein Rätsel. Wir brauchen Kinder, die in die Hände Spucken gelernt haben, und nicht, wie man bei den Sozialämtern Schlange steht.“

„Da sollt mer vielleicht mal dran erinnern“, räusperte sich Haino, „dass die Alleinerzogene nach'm Krieg Deutschland widder aufgebaut habe un sogar e Wirtschaftswunder erster Klasse hingekriegt habe, un heut stelle die Alleinerzogene des Hauptkontingent bei de Schulabbrecher, de Geringqualifizierte un de Hartz-Vierer. Des muss doch en Grund hawwe.“ Haino neigte zwar nicht zu starken emotionalen Äußerungen, aber wenn er mit seiner rechten Hand über dem Tisch wedelte, dann durfte man das durchaus als starke Missbilligung deuten. Er missbilligte diese Art Jugend von heute, weil sie nur ihre Rechte kannte, aber nicht ihre Pflichten.

„Wenn die Polit-Lumpe stolz drauf sin und es als soziale Errungenschaft feiern, dess heut bei uns Alleinerziehende net verhungern, was se nach em Krieg auch net getan hawwe“, suchte Schorschio nach einer Erklärung, „und den Zöglinge pausenlos Anspruchsdenke um die Ohrn haue, dann brauchste dich über das Ergebnis net zu wundern. Selbst der verkommenste Hartz-Vier-Empfänger hat heut mehr Kaufkraft zur Verfügung als vor siebzig Jahren ein durchschnittlicher Vier-Persone-Haushalt. Und die Leut habe vor siebzig Jahren auch überlebt. Sie hielten nicht beim Staat die Hand auf. Sie hätten sich geschämt, wenn sie Geld ohne Arbeit bekommen hätten. So ideologisch verkomme sin manche Deutsche erst in den letzte Jahr. Allenfalls Jahrzehnte.“

„Bei den Pinguinen haben Alleinerziehende und deren Nachwuchs keine Überlebenschance, da beteiligen sich immer beide Elternvögel an der Aufzucht. Die Eisbären werden immer nur von der Mutter großgezogen“, dozierte Kahl-Krischan. „In der Natur gibt es also beides. Wir sollten mal herausfinden, zu welcher Erziehungsart die Menschen überhaupt gehören. Und wenn Alleinerzogene von Natur aus benachteiligt sind, sollte man den jungen Eltern ins Gewissen reden, dass sie nicht so stolz darauf zu sein haben, wie oft sie geschieden sind, sondern dass ihre Brut besser gedeiht, wenn sie sich an die naturgegebenen Spielregeln halten statt an sozialromantische Spinnereien.“

„In der Zivilisation ist es normal, dass junge Leute etwas lernen, um einen anständigen Beruf zu bekommen, und ehrenhaftes Mitglied der Gesellschaft zu werden“, predigte Gus. „Den Lustgewinn schöpfen sie aus dem beruflichen Erfolg, aus Hobbys, aus Urlaubsreisen, Partys und anderen Festen. Kinder kriegen sie auch. Aber in Maßen. Und häufig innerhalb einer einzigen Familie. Anderes gilt zwar nicht mehr als asozial, aber wenn dadurch finanziell beengte Verhältnisse entstehen, kommt keiner auf die Idee, anderen dafür die Schuld zu geben. Anders ist das in den unterentwickelten Ländern. Da steht der Geschlechtsverkehr im Vordergrund. Für die Ärmsten der Armen gibt es nur dieses eine Vergnügen. Am besten morgens, mittags und abends zu zweit im Bett wälzen. Möglichst jedes Mal mit einem anderen Partner. Dass dabei eine Riesenhorde unnützer Kinder entsteht, ist kein Zufall. Lernen und Beruf interessieren die kaum. Lehren brechen die meistens ab. Mir fällt es außerordentlich schwer, mit solchem Abschaum Mitleid zu empfinden. Wenn die sich das leisten könnten, wäre es ihre Sache, wenn sie uns aber anbetteln oder zu uns flüchten oder gar die Schuld an ihrem Elend uns in die Schuhe zu schieben versuchen, dann ist das nicht mehr nur ihre Sache. Dann will ich darüber auch sauer sein und lästern können.“

Auch Schorschio schüttelte unwillig das Haupt, schnickte die Strähne nach hinten und sagte: „Warum müssen im Niger, einer der unwirtschaftlichsten Regionen Afrikas, vierzehn Millionen Menschen hausen? Warum muss dort jede Frau im Schnitt acht Kinder in die Welt setzen? Warum müssen dort so viele Menschen das bisschen Natur, was es noch gibt, kaputt machen? Die meisten verhungern eh, was bei einer Überproduktion durchaus naheliegend ist.“

Diese Fragen werden in keiner Fernsehsendung, in keiner Radiosendung und in keiner Zeitung gestellt. Jedenfalls nicht in Medien, die die Mehrheit der Bevölkerung erreichen. Internationale Hilfe kann die Übervölkerung nicht verringern, sondern die Pille. Aids leistet einen Beitrag, aber einen viel zu geringen. Zwotausendundfünf stellte die Welthungerhilfe Pläne auf, wie man zwölf Milliarden Menschen ernähren könnte. Wozu? Sechs Milliarden sind schon drei Milliarden zu viel. Wo bleiben da die Ökosysteme? Wo bleibt da Platz für die Natur? Für die Wildtiere, für bodenständige Pflanzen ohne Nahrungswert? Es wäre an der Zeit, über ein Verbot der Welthungerhilfe nachzudenken.“

„Ein Drittel aller Bedürftigen in Deutschland sind Alleinerziehende oder Kinderreiche“, wusste Joekey zu berichten. „Im Alten Rom galt einer, der viele Kinder hatte, automatisch als Armutskandidat. Und daran hat sich – von Ausnahmen abgesehen – bis heute nichts geändert. Als die Margaret Thatcher die englischen Gewerkschaften zurechtgestutzt hatte“, fuhr er fort, „wurden Tagesmütter der Renner. Das waren Frauen, die Kleinkinder betreuten, während die Mutter zur Arbeit ging. Dafür brauchten sie keine allzu fundierte Ausbildung. Sie mussten einen Befähigungsnachweis erbringen und dann konnten sie sich locker ein paar Groschen dazuverdienen. Auch Rentnerinnen und Sozialhilfeempfängerinnen wurden Tagesmütter. Sogar für zwei Kinder kann sich eine Alleinerziehende eine Tagesmutter leisten, wenn sie einen etwas anspruchsvolleren Beruf ausübt. In England.“

„Wenn die Geburt eines Kindes oder der Verlust des Arbeitsplatzes den Gang zum Sozialamt erzwingt“, brummte Haino in seinem tiefsten Bass, „dann ist die soziale Sicherung falsch aufgebaut. Viel zu teure Behördenauflagen für Kitas, ineffektive, viel zu hohe Lohnnebenkosten, zu starke Kürzung der Wochenarbeitszeit, und, und, und. Jedes für sich is net viel, aber das läppert sich ganz schön zusammen, bis de uff einmal aufm Zahnfleisch kaust.“

„Die Sache mit den Tagesmüttern hat natürlich den Vorteil, dass die Frau im Beruf bleibt“, überlegte Kahl-Krischan, „und sich nicht wieder mühsam ins Berufsleben zurückhangeln muss, wenn die Kinder groß sind.“

„Bei uns kannste so was net einführen“, behauptete Haino, „weil unsere Beamte Vorschrift aushecke, die das Prinzip der Tagesmutter unbezahlbar mache.“ Halbdackel sagte er zwar nicht laut, aber man hätte es von seinen Lippen ablesen können.

„In Amerika sind die alleinerziehenden Mütter viel jünger als bei uns“, hatte Joekey mal wo gelesen. „Aber weil da der Sozialklimbim net so ausgefert is, behaltn die von ihr'm Lohn viel mehr übrig als hier un könne die Tagesmütter, die ja auch net so teuer sin wie bei uns, oder en Kinderhort leichter bezahln. Bei den Amis werden die sozial Schwachen nicht so gehudert wie in Deutschland. Trotzdem kann man auch da recht günstige Altersversorgungen abschließen und bei den Krankenkassen gibt es auch vernünftige und weniger günstige. Auch die Arbeitslosenunterstützung ist sehr gut geregelt. Jeder hat Anspruch auf insgesamt maximal drei Jahre Arbeitslosenunterstützung. Danach gibt es nur die Sozialhilfe, die aber wirklich nur das Existenzminimum abdeckt. Man muss sich nur um alles selbst kümmern. Weil die Lohnnebenkosten wesentlich niedriger sind und die Kinderaufbewahrung auch net so idiotisch teuer is, geht in Amerika Vieles, was bei uns net geht. Viele machen auch zwei oder gar drei Halbtagsjobs, was dort keinen Amoklauf der Sozis auslöst. Und wenn ein Umzug nötig wird, weil man nur wo weiter weg einen Job gefunde hat, dann verkauft man eben sein Haus und kauft sich am neuen Ort ein anderes.“

„Professionelle Politiker vermengen gerne zwei oder mehrere Themen, die miteinander gar nichts zu tun haben“, beschrieb Gus einen lange bekannten Missstand. „Dabei gibt es dann zwangsläufig widersprüchlich wirkende Szenarien, auf die diese Politiker entsprechend vehement eindreschen. Zum Beispiel hat eine Berliner Ministerin angeprangert, dass viele Migrationsbabys prekär aufwachsen. Dass Migranten, gemeint waren in Wirklichkeit Flüchtlinge, nicht mit goldenen Pampers anreisen, kann man sich auch so denken. Die Ministerin fand das aber skandalös und forderte Milliarden, um dem angeblich skandalösen Missstand abzuhelpen.“

„Bei so Vermengungsaktionen kommt zwangsläufig ein gequirktes Verdauungsprodukt raus“, lästerte Schorschio und setzt noch hinzu: „von einer Farbe wie bei den Nazis.“

„Ei verbibst! Die Ministerin wollte Kita-Plätze schaffen“, fuhr Gus fort, um sich wieder Gehör zu verschaffen, „und die sollen für alle Kinder kostenlos sein. Das lässt sich piekfein organisieren, denn Berlin kriegt sein Geld bekanntlich von Bayern, Baden-Württemberg und Hessen. Geschenkt! Länderfinanzausgleich oder so ähnlich heißt die Lumperei glaube ich. Die Steuerzahler hätten dafür zwei Milliarden zahlen müssen. Auch die, die gar keine Kinder haben.“

„Die allermeisten Eltern wären problemlos in der Lage, private, im Wettbewerb zueinander stehende Kita-Plätze für ihre Brut selbst zu bezahlen“, ereiferte sich Kahl-Krischan. „Warum muss das kostenlos sein? Und warum sind die staatlich verordneten Kita-Plätze so abartig teuer? Warum müssen da Maßnahmen und Vorrichtungen eingehalten werden, wie man sie nicht mal auf einer Raumstation vorschreibt?“ Kahl-Krischan fand das nicht angemessen, was man daran erkannte, dass seine rechte Schulter zuckte.

„Und warum sind die Hützeiten der staatlichen Kita-Plätze so idiotisch angelegt, dass es den meisten Müttern nichts nützt?“, fragte Schorschio emotional nicht gerade unterkühlt. „Ich habe mich neulich beim Friseur beschwert, dass man immer so lange auf einen Termin warten muss. Es gibt doch viele junge Mädchen, die den Beruf erlernt haben. Da hat mir der Friseur erklärt, dass die nur kurze Zeit junge Mädchen sind, dann werden sie junge Mütter. Vor drei Jahren hat man am Ende der Haarehausener Straße eine Kita hingeklotzt, ihr kennt ja alle das Fort Knox, da können die jungen Mütter doch ihre Kinder hinbringen, wenn sie halbtags arbeiten, habe ich gesagt. Geht nicht, hat der Friseur geantwortet. Wenn die Kitas privat organisiert wären, dann würden sich die Erzieherinnen oder die Tagesmütter nach der Kundschaft richten. Der Staat kennt keine Kundschaft, sondern nur Feinde, wie man manchmal glauben könnte. Weil die Kitas städtisch betrieben werden, haben die feste Zeiten und die passen so gar nicht zu den Gewohnheiten unserer Kunden. Die jungen Friseurinnen erziehen ihre Kinder zu Hause und man muss froh sein, wenn sie sechs oder acht Jahre später wieder nach Arbeit fragen. Außerdem, hat der Friseur noch dazugesagt, nicht staatlich administriert würden die Kita-Plätze nicht mal ein Zehntel kosten.“

Joekey war der Diskussion mit steigendem Widerwillen gefolgt. „Weil die staatliche Bezahlung der Kita-Plätze Unfug ist und von allen ohne Migrationshintergrund als Ungerechtigkeit empfunden wird“, greinte er los, „muss natürlich eine sozialistische Partei wie die CSU sich profilieren und Betreuungsgeld für daheim gebliebene Kinder fordern.“ Dann ein Schluck Weizen und: „Bevor es die Linke tut. Das geht immer so weiter und nützt am Ende niemand. Nur der Steuerzahler hat das Nachsehen. Der ist so blöd, dass er noch den Zerknirschten spielt, wenn er bei 'ner Steuerhinterziehung erwischt wird. Anstatt einen Orden zu verlangen, weil er den Floskularparlamentariern die Möglichkeit zur Verschwendung von Steuergeldern vorenthalten hat. Das Argument, viele Hartz-Vier-Kinder könnten zu Hause nicht betreut werden, weil die Eltern damit überfordert wären, schafft einen Anreiz, die Gören zu Hause ganztägig vor dem Fernseher zu verstauen und das Betreuungsgeld zusätzlich einzustecken. Denen ist dann die frühe Sprachförderung weniger wichtig als die hundert oder hundertfuffzich Euro Wodkabeihilfe für den Alten auf dem Sofa.“

„Da ist es ja nicht mehr weit, bis die U-Siebziger einen Ausgleich für alle verlangen, die nicht ins Konzert gehen, ins Theater oder eine andere staatlich geförderte Veranstaltung“, folgerte Gus in perfekter Scheinlogik. „Der nächste Schritt liegt förmlich in der Luft. Alle Nichtallergiker brauchen einen Ausgleich für die Arzneimittelbeihilfen der Allergiker. Hilfsweise kann der Staat auch Juckpulver an alle Nichtallergiker verteilen. Dem staatlichen Irrsinn setzt keiner Grenzen. So was kann doch ein intelligenter Mensch gar nicht für möglich halten!“

„Bis eben Unruhen ausbrechen oder ein Bürgerkrieg tobt“, fiel ihm Haino ins Wort. „So spontane Demonstrationen brechen ja net ohne Grund aus. Übrigens, was meinst du dann mit U-Siebziger?“

„Nu“, erklärte Gus mit breitem Grinsen, „halt alle Politiker, deren IQ unter siebzig liegt. Oder haste gedacht, U-Siebzig steht für deren Alter?“

„Es is noch gar net so lang her“, feixte Schorschio, „da hatte eine Familienministerin erkannt, dass die Kinder hauptsächlich von Frauen geboren werden. Das fand sie natürlich hochgradig ungerecht, und deshalb sollten Gesetze erlassen werden, damit die Frauen nicht auch noch mit der Kinderaufzucht belastet würden. Außerdem sollten die Frauen schnellstmöglich wieder in ihre alten Firmen zurückkehren können, weil Fachkräfte fehlten. Das von den Frauen erarbeitete Firmen-Know-how sollte den Firmen erhalten bleiben und die Ehemänner sollten ebenfalls ihren Job ausüben, sofern sie Fachkräfte waren. Tagesmütter un Kitas sollte ursprünglich das Problem löse, awwer unser staatlich geprüfte Worthülsebohrer hawwe’s mal widder vermasselt.“

„Zumindest muss sichergestellt werden, dass sich da keine ungeeigneten Frauen vordrängeln“, verlangte Kall-Ede, und Kahl-Krischan ergänzte: „Dafür muss eine Ausbildung für Tagesmütter eingerichtet werden, eine Abschlussprüfung durchgeführt werden und eine Überprüfung, ob die Moral und die Räumlichkeiten, die so eine Tagesmutter bietet, den arbeitswilligen Müttern der Umgebung zuzumuten ist. Das kostet so gut wie kein Geld und ist äußerst wirksam.“

„Im Ausland funktioniert das“, behauptete Kall-Ede, den seine frühere Firma zwei Jahre in England eingesetzt hatte. „Meine beiden Älteren waren in England bei Tagesmüttern und es hat ihnen auf keinen Fall geschadet. Die sprechen heute noch Englisch wie die Tommys.“

„Natürlich will so eine Tagesmutter entlohnt werden“, überlegte Haino, „aber eine durchschnittliche, berufstätige Mutter wird ja wohl genug verdienen, um die Tagesmutter anteilig zu bezahlen. Wenn die Tagesmutter fünf Kinder hütet, kommt die mit dem Geld auch über die Runden.“

„Du darfst net vergesse“, wendete Schorschio ein, „dass bei den Engländern und auch bei den Amis die Steuern un vor allem die Lohnnebekoste net so abartig hoch sin wie bei uns.“

„An so eine einfache, preiswerte Lösung denkt natürlich keiner von dene Phrasedrescher“, moserte Joekey. „Die Politgeier wolln Kohle schwebn sehn. Am besten gleich Milliarden. Zum Fenster naus natürlich. Deshalb sind einfache, preisgünstige Lösungen net gefragt. Da greift doch der dickste Keiler im Walde zum Taschntuch.“

„Es soll auch Frauen geben, die vor lauter Selbstverwirklichung gar keinen Mann wollen, sondern nur Kinder“, warf Schorschio ein. „Des halte die dann für Freiheit. Ich frag mich aber, warum mir für die auch bezahle solle.“ Darauf wusste niemand eine Antwort. Nach einem Zug aus der Tulpe setzte Schorschio seine Rede fort: „Anfangs sind die meiste ja finanziell unabhängig, aber da braucht nur e Kleinigkeit schief zu gehe, un die geht fast immer schief, dann lande die bei Hartz-Vier.“

„Arm sind ja bei uns nicht nur die alleinerziehenden Mütter“, gab Gus zu bedenken. „Viele wenig Begüterte stammen aus zerrütteten Ehen oder Ehen, wo die Redewendung ‚treu sorgend‘ nicht angewandt werden kann oder ihre Armut ist Folge verminderter Intelligenz.“

„Oder sie hatten überehrgeizige Eltern und müssen sich jetzt in einem Beruf herumquälen, dem sie gar nicht gewachsen sind.“ Kall-Ede äußerte das ein wenig triumphierend und langte nach der Pilstulpe.

Herr Wiemert legte sechs handgeschriebene Speisekarten auf den Tisch und sagte: „Leider sind nicht sehr viele Besucher zu der Vortragsveranstaltung gekommen. Herr Worfelder hat eine andere Art zu kochen als meine Kinder und da musste ich ganz andere Sachen und Zutaten einkaufen als bisher. Hoffentlich verdirbt mir nichts.“ Haino versprach, dass man ordentlich zulangen werde, damit nichts umkomme. Er selbst bestellte ganz gegen seine Gewohnheit eine Markklößchensuppe und einen Tafelspitz. Auch die anderen orderten verlockend klingende Gaumenfreuden. Nur Joekey blieb bei seiner Schweinshaxe.

Armin Worfelder hatte, wie man nach und nach erfuhr, Jahre lang im Weißen Hirsch in Ober-

laufa, einer Gemeinde in Thüringen, gleich hinter der Zonengrenze, gekocht und nie eine schlechte Kritik gehört. Vergangene Woche übergab der Besitzer den Weißen Hirsch aus Altersgründen an seinen Sohn und der warf den Koch raus. Seine erste Amtshandlung. Ob da mal was vorgefallen war, konnte niemand sagen. Herr Worfelder kochte sehr gut, wie sich später herausstellte und Ingrid Holler, Herrn Wiemerts älteste Tochter, sowie Sebastian, Herrn Wiemerts Sohn, die bisher abwechselnd gekocht hatten, assistierten Herrn Worfelder und lernten eine Menge dazu. Worfelders Vorliebe schien der französischen Küche zu gehören. Sogar Weinbergschnecken wollte er zubereiten, aber das erschien Kuno Wiemert dann doch zu gewagt.

Haino packte die Neugierde. Er bat Gus und Schorschio, ihn doch mal hinauszulassen. Dann ging er gemessenen Schrittes zur Toilette. Dabei musste er sich, vor der offenen Saaltür stehend, mächtig schnäuzen, um dann gemächlich in den Keller hinab zu steigen. Als er wieder seinen Platz einnahm, ließ seine bekümmerte Miene keinen Zweifel, dass ihn das Ergebnis nicht begeisterte. „In dem Saal sitze grad mal neun Figure“, berichtete er. „Fünzig täte ungequetscht neipasse.“ Das warf kein gutes Licht auf die Zukunft des ‚Goldenen Eber‘.

„Ob die Hellenbacher nicht mal vier Euro für ’nen Vortrag und zehn oder zwölf Euro für ein Abendessen außer Haus aufbringen können?“, wunderte sich Kall-Ede und legte die Ohren nach hinten. „Oder interessiert sich hier keiner für das Thema?“

„So arm sin die Hellebacher net“, behauptete Schorschio. „Schließlich fließe hier noch immer en Haufe Subventionsgelder her.“

„Die schütze aber auch net vor Armut“, belehrte Haino. „Die verteile des Geld nur uneffizienter, als wenn’s rein wirtschaftlich herbeikäm.“

„Seit wann gibt’s eigentlich Armut?“, fragte Kahl-Krischan, natürlich ohne eine wissenschaftlich belastbare Antwort zu erwarten.

Leseprobe 2 (Seite 47 - 52)

Der Fortschritt gehört abgeschafft!

„Alle großen Erfindungen ziehen soziale Verwerfungen nach sich“, versicherte Schorschio und schnickte die Haarsträhne nach hinten. „Die Erfindung des Feuers, die Erfindung des Rades, das Sesshaftwerden in der Landwirtschaft, die Schifffahrt, die Erfindung der Metalle, speziell Bronze und Eisen, Gold weniger, Dampfmaschine, Elektrizität, Dynamo, Medizin, Otto- und Dieselmotor, EDV und was noch alles auf uns zukommt.“

„Ganz so schlimm wird’s wohl nicht werden“, vermutete Kall-Ede. „In Naturwissenschaft und Technik führen tausend Neuerungen gerade mal zu einem nennenswerten technischen Fortschritt. Neunundneunzig-komma-neun Prozent werden früher oder später fallen gelassen. In der Chemie, im Pharmasektor und später in der Elektronik war das mal ne Zeit lang besser. Jetzt haben die EDV und die Medizin bessere Erfolgsquoten. Dafür ist die Pharma wieder zurückgefallen.“

„Katastrophal ist das Verhältnis in der Politik“, feixte Schorschio. „Wahrscheinlich eins zu hunderttausend. Bestenfalls. Und da auch nur außereuropäisch.“

„Fortschritt betreibt die Natur seit dem Urknall“, wusste Kall-Ede als ehemaliger Naturwissenschaftler. „Unsere Erde war anfangs ein glühender Lavaklumpen. Und heute ist sie problemlos bewohnbar. Ich werde den Verdacht nicht los, dass Fortschritt ein Naturgesetz ist. Alles wird ständig verändert. Unbrauchbares verschwindet dann wieder und das Beste setzt sich nach und nach durch. Jedenfalls, wenn alle weniger guten Möglichkeiten abgeklappert sind.“

„Nur Idioten wie die Sozis sträuben sich dagegen“, grinste Joekey. „Aber immer ohne Erfolg. Weil man gegen Naturgesetze keine Chance hat.“ Nach einer Pause fügte er noch hinzu: „Im Zusammenhang mit dem Universum tät ich net von Fortschritt sprechn, sondern von Zunahme der Annehmlichkeiten in Bezug auf die Lebensbedingungen.“

„Ich find's ganz gut, dass du das Thema mal anschneidest“, lobte Haino seinen Stammtischnachbarn. „Es wird nämlich immer so getan, als ob da irgendjemand den Fortschritt machen würde. Als ob es Kreise gäbe, die ein Interesse hätten, da dran rumzufummeln. Das ist aber Unfug. Kein Mensch kann Fortschritt machen oder verhindern. Auch Globalisierung, Erdbeben oder Schwerkraft kann niemand machen, verhindern oder verändern. Das geschieht, und man muss damit fertig werden. All dem liegen Naturgesetze zugrunde. Wer sich dagegen stemmt, wird zermalmt. Die Verteufelung des Fortschrittes oder das zähe Hängen am ‚Altbewährten‘, ist genau so unsinnig wie die Forderung ‚Nieder mit der Schwerkraft!‘. Der Quatsch hat schon so manche Firma ins Straucheln gebracht. Erstaunlicherweise sind es nicht nur die Transparente schwingenden Demonstranten mit reduzierter Geisteskraft, sondern auch viele Pappnasen in den Führungsetagen großer Firmen, die mit so unsinnigen Vorstellungen durch die Welt laufen. Von den Politikern und Behördenvertretern ganz zu schweigen.“ Haino musste dem Wirt einen Wink geben, weil sein Glas keinen Trollinger mehr enthielt. Als Wiemert den Auftrag durch Nicken bestätigt hatte, setzte Haino seine Rede fort. „Der Kreative begrüßt den Fortschritt, der Leistungsschwache verteufelt ihn. Der Optimist spuckt in die Hände, wenn er sieht, dass es anderen besser geht, der Pessimist greint voller Neid, dass der sozialen Gerechtigkeit Genüge getan und mal wieder geteilt werden müsse, weil ja Solidarität gebote wär. Und wenn die Händespucker oft genug geteilt haben, dann geht ihr Hass auf die Sozis irgendwann durch die Decke.“

Joekey brütete vor sich hin und berichtete dann etwas zögerlich: „Im Gegensatz zu den Tieren haben sich bei den Menschen in den letzten hundert Jahren mehr Fortschritte ergeben als in den vierzigtausend Jahren davor. Das prägt eine Generation erheblich. In der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts trat in den zivilisierten Ländern ein neuer Effekt auf. Der normale Sterbliche musste weniger als fünfzig Prozent seiner Wachzeit für seinen Lebensunterhalt aufbringen. Ein halbes Jahrhundert zuvor musste er dafür noch über neunzig Prozent seiner Wachzeit malochen. Der technische Fortschritt ist so enorm, dass er von älteren Leuten nicht mehr verstanden wird. Die Jungen reißt der Fortschritt mit, und wenn dann die Alten bremsen, ist der Generationenkonflikt vorprogrammiert. Das Verrückte dabei ist, dass jede Generation ein Stück Fortschritt schafft, das der nächsten Generation das Leben erleichtert. Dafür nennen die Jungen die Alten dann Spießer.“

„Verrückterweise hat der Karl Marx ja weniger das Proletariat im Auge gehabt“, entfuhr es Kahl-Krischan spontan, „als den Umstand, dass der Fortschritt vielen Menschen die bisherige Lebensgrundlage entzog. Deshalb sollte man den bösen Unternehmern, die den Fortschritt durch neue Erfindungen herbeiführten, auf die Finger klopfen, damit die weniger erfinderischen Arbeitnehmer ihre gewohnte Lebensweise beibehalten konnten.“

„Hätten wir den Fortschritt im Reise- und Transportwesen niedergeknüppelt“, entgegnete Haino aufgebracht, „müssten sich die Arbeitnehmer mehr quälen um Kutschen und dergleichen herzustellen, aber besser ginge es ihnen auch nicht. Die Marxsche Utopie bringt niemandem Vorteile. Nur der Fortschritt und Erfindungen erleichtern das Leben und die Dummen, Trägen und Faulen bleiben wie immer auf der Strecke. Das liegt nicht am Fortschritt und auch nicht an den bösen Unternehmern, sondern an den Dummen und Faulen.“

„Das Verwalten der Geringqualifizierten ist schlimmer, als einen Sack Flöhe zu hüten“, verkündete Gus. „Da gibt's Arbeitswillige, Faule, Anständige und Schlawiner. Die kann doch keiner in einen Rahmen pressen, der für alle passt. Wie soll'n das gehn?“

„Deshalb existieren in Deutschland um die hundertvierzig verschiedene Sozialleistungen“, grollte Joekey, „und die werden von fünfundvierzig verschiedenen Behörden verwaltet. Es ist ja nun grad kein großes Geheimnis, dass bei Behörden in der Regel die eine Hand nicht weiß, was die andere tut. Aber keiner getraut sich, das Dickicht Wohlfahrtsstaat auszuholzen. Ökonomische Effizienz und Gerechtigkeit bleiben selbstverständlich auf der Strecke. Da ließe sich durchaus die Axt schwingen, denn gewiefte Prekariatsbrüder erbohren oft tüchtig spru-

delnde ‚Einkommensquellen‘ und die Schneeballinspektoren vom Amt stehn daneben und zucken die Schultern. Sind womöglich noch stolz drauf, dass sie nix machen können.“

„Wenn Arbeit nur einen Hungerlohn wert ist, darf nur ein Hungerlohn gezahlt werden“, entschied Haino mit einer entschiedenen Handbewegung. „Dess des net übermäßig realistisch is, des weiß i au. Der Steuerzahler muss dann natürlich wieder die Tasche aufmachen. Aber so lange des net klar gesagt wird, führt die ganze Diskussion zu keinem praktikable Ergebnis. Dann komme immer nur so politische Knautschzoneergebnisse zwische Wille un Weg raus.“

„In den USA gilt jemand, der Staatsknete bezieht, als Versager“, ließ Schorschio, der dort früher öfter zu tun hatte, die anderen wissen. „Er ist in den Augen aller anderen ein Looser. Er schämt sich und setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um aus dem Schlamassel rauszukommen und wieder in das Lager der ‚Winner‘ aufzusteigen, derjenigen also, die auch Steuern zahlen dürfen.“ Schorschio hatte sich emotional verausgabt und kühlte die Gurgel mit einem tüchtigen Schluck, bevor er die Strähne in den Nacken beförderte. „In Europa und ganz besonders in Deutschland gilt der Sozialhilfeempfänger als eine Art Held. Er bezieht Kohle aus öffentlichen Töpfen, weil das irgendwer mal für ihn erstritten hat. Der deutsche Sozialschmarotzer sieht nicht den geringsten Anlass, sich zu schäme oder sich gar um en anständige Broterwerb zu kümmern.“

Nach etwa anderthalb Stunden hörte man mäßigen Beifall aus dem Saal. Der Professor hatte seine Rede gehalten und – wie das so üblich ist – gefragt, ob jemand Fragen hätte. Die kamen zwar zögerlich, aber wie man das aus solchen Veranstaltungen kennt, fällt dem einen oder anderen dann doch irgendetwas ein, womit er sich vor den Anwesenden profilieren kann. So äußerte ein Herr in gestandenem Bassbariton, dass die Konzerne ja nur dann mit ordentlichen Sojaerträgen rechnen könnten, wenn sie den Boden ordentlich düngten. Das sei aber nach seinem Kenntnisstand nicht der Fall. Der Professor antwortete, dass die indigenen Völker auch den Urwald für den Anbau ihrer Nahrungsmittel rodeten, aber düngen würden sie ihn nicht. Womit auch? Sie haben ja keine Substanzen, die sich als Düngemittel eignen. Nach drei oder vier Jahren ist der Boden ausgelaugt und wird vom Regen weggeschwemmt. Dann bleibt erodierte Erde oder blanker Fels zurück und die Eingeborenen roden neuen Urwald. Auf dem gedüngten könnte wieder Urwald wachsen, auf dem ausgelaugten nicht. Manche Konzerne hätten auch schon mal Sojafelder gedüngt. Aber das rechne sich offenbar nicht. Neue Flächen abholzen sei augenscheinlich gewinnbringender. Nach deren Ansicht wäre ja genug Urwald vorhanden. Unsere Sicht auf das Weltklima hätten sie nicht, und wenn sie es hätten, wäre es ihnen egal.

Leseprobe 3 (Seite 108 - 122)

Ob die Arbeitsplätze vom Himmel fallen?

„Es gibt nicht nur verschiedene Ereignisse, die zu Arbeitslosigkeit führen können“, stellte Kahl-Krischan fest, „sondern auch verschiedene Sorten von Arbeitslosen.“

„Ein Beamter hat damit natürlich kein Problem“, grinste Schorschio herablassend, „der kann ja net arbeitslos werde.“

„Die allermeisten geraten ohne eigenes Verschulden in die Arbeitslosigkeit“, führte Kahl-Krischan seinen Gedanken unbeirrt weiter, „weil der Betrieb pleite ging oder ins Ausland verlagern musste, um nicht pleite zu gehen, weil Personal abgebaut werden musste oder weil der Betreffende krank wurde oder einen Unfall hatte. Alle diese Leute wollen wieder arbeiten. Und genau für die ist die Arbeitslosenversicherung eingerichtet worden. Sobald die wieder einsatzfähig sind, suchen die sich Arbeit. Das Arbeitslosengeld dient nur der Überbrückung.“ Dann nahm Kahl-Krischan einen tiefen Zug aus der Tulpe und fuhr fort: „Es gibt aber auch Arbeitslose, die kriegen nichts auf die Reihe. Die heißen dann irgendwann Langzeitarbeitslose. Außerdem gibt es viele, die keinen festen Job wollen, weil sie faul sind, ein geregeltes Le-

ben scheuen oder weil sie sich mit Schwarzarbeit besser stehen. Da zahlt die Allgemeinheit die Steuern und die anderen Lohnnebenkosten. Die haben brutto für netto und finden das ganz bequem. Welche der beiden Gruppen hat jemand im Blick, wenn er Arbeitsplätze schaffen will? Für die, die Arbeit haben, will ja wohl keiner Arbeitsplätze ‚schaffen‘.“

„Die Politiker haben natürlich nur die erste Gruppe im Visier, denn von der zweiten Gruppe wissen die nichts“, flötete Gus süffisant grinsend.

„Angeblich wisse die nix von dene Drückeberger“, maulte Schorschio dazwischen. „Angeblich! Aber so dumm könne doch net emal die Zaunpfostebegutachter vom Amt sei.“

„Die Gewerkschaften wollen die Arbeitslosigkeit bekämpfen“, grollte Kahl-Krischan, „da hätte ich doch gerne mal gewusst, ob sie die erstechen wollen oder erschießen. Schon das Vokabular deutet auf komplette Weltfremdheit hin. Das Einzige, was danach von den Gewerkschaften kommt, ist Unternehmerschelte. Wie dabei Arbeitsplätze herauskommen sollen, ist mir völlig schleierhaft. Die Bevormunder der nicht sonderlich effektiven Arbeitnehmer stellen doch nur Sachen auf die Beine, die viel Geld kosten und nichts nützen.“ Offenbar hatte auch Kahl-Krischan Zeitung gelesen.

„Zwotausendunddreizehn wollte die EU sogar sechs Milliarden Euro verbrennen, um Plätze der Arbeitslosigkeit zu bekämpfen“, mokierte sich Schorschio.

„Ein Sankt Gallener Wirtschaftsprofessor hat mal über Jahre hinweg Untersuchungen durchgeführt, wobei er jeweils im gleichen Zeitraum geförderte Arbeitslose mit ungeförderten verglich“, berichtete Joekey. „Dabei hat er immer gleich große Gruppen von Gleichaltrigen, Gleichgeschlechtlichen und so gegeneinander gestellt. Das Ergebnis war umwerfend. Es wurde nicht eine einzige Arbeitsfördermaßnahme gefunden, die sich positiv ausgewirkt hätte. Nicht eine! Null Komma Null! Die Ungeförderten fanden rascher wieder Arbeit als die Geförderten, und zwar allesamt ohne Ausnahme.“

„Wenn die Milliarden, die der Staat für die Arbeitslosenförderung rauswirft, immer nur das Gegenteil bewirken, dann fragt man sich doch unwillkürlich, warum die Politiker so scharf drauf sind, den Arbeitslosen die Zukunftschancen zu verbauen“, ärgerte sich Gus, „und dafür auch noch horrende Steuermilliarden verquasen.“

„Um die Jahrtausendwende waren es immerhin um die acht Milliarden Euro“, legte Joekey nach. „Tendenz bestimmt net fallend. Da hätt mer a Menge Schuldn zurückzahl'n könnn.“

„Wahrscheinlich werde die Geförderte in der Statistik net mitgezählt“, vermutete Haino, „und dann stehe die Wiederwählsüchtige besser da.“

„Facharbeiter braucht keiner zu fördern“, trompetete Schorschio in die Runde. „Die Fördergelder stoppt mer nur den Leistungsschwache in de Hals. Un für die kann mer nur eine einzige Maßnahme ergreifen, um sie wieder in Lohn und Brot zu bringen: Löhne runter, bis sie mit Polen und anderen Osteuropäern konkurrieren können – und Arbeitszeit rauf. Zur Not bis auf sechzig Stunde die Woch. Dann haben die eine Chance, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Aber erklär das mal einer dene Luftschlossarchitektin von de Gewerkschafte.“ Schorschios Haarsträhne musste danach zur Ordnung gerufen werden.

„Machen wir mal ein paar ganz banale Gedankenexperimente“, schlug Haino vor: „Nehmen wir an, du bist Friseur und verdienst gut. Natürlich springen immer mal wieder Kunden ab, weil sie wegziehen oder sterben oder zur Konkurrenz gehen. Also musst du Werbung betreiben, um die Verluste auszugleichen, indem du neue Kunden gewinnst. In der Großindustrie nennt man das Wachstum. Wachstum ist nötig, um die Verluste zu kompensieren. Des Schrumpftum is immer da. Allgegenwärtig sozusage. Wenn du tüchtig bist, kannst du das Niveau lange halten, indem du das Schrumpftum durch Wachstum ausgleichst. Wenn du aber besonders tüchtig bist, kannst du vielleicht expandieren. Jeden Arbeitgeber treibt die Gier zum Expandieren. So er denn kann und tüchtig genug ist. Nehmen wir an, du bist besonders tüchtig und es kommt genug Geld in die Kasse zum Expandieren. Dann kaufst du dir noch einen Spiegel, einen Stuhl, eine Schere und einen Rasierpinsel und hängst ein Schild an die Tür: ‚Tüchtiger Friseur oder Friseurin gesucht!‘“ Haino musste die Stimme ölen, bevor er fort-

fuhr: „Ist der oder die Neue wirklich tüchtig, dann brauchst du alsbald wieder einen Spiegel, einen Stuhl und so weiter. Und wenn die Sache so weitergeht, musst du anbauen oder einen ganz neuen Laden beziehen, vielleicht in besserer Lage oder eine Filiale aufmachen. So entstehen Arbeitsplätze für Friseurinnen und Friseure.“ Nach einer Pause setzte Haino seine Rede fort: „Herrscht gerade keine Konjunktur, weil mal wieder ein namhafter Regierungspolitiker eine Sau durchs Dorf getrieben hat, indem er allen Arbeitgebern an den Kragen will, dann fallen sämtliche Expansionspläne in sich zusammen. Und seien sie noch so weit gediehen. Dann gehen die Leute eben nicht alle vierzehn Tage zum Friseur, sondern alle drei, vier oder fünf Wochen. Wenn die Haare länger wachsen, geht die Welt nicht unter, aber die Arbeitsplätze. Dann denkt kein Friseur an Expansion und sei er von Natur aus noch so gierig. Er bleibt vorsichtig und wartet ab, bis die Lage wieder besser wird. Er will ja keinen Konkurs riskieren.“

„Das hat man leider schon öfter erlebt“, nickte Gus vor sich hin. „Eine unausgegorene Meinungsäußerung des Parteivorsitzenden, so er in der Regierung ist, genügt, um die Fahrt aus der Konjunktur zu nehmen.“

„Wir können das Ganze auch mal am Beispiel eines Schuhsohlenfabrikanten durchdenken“, referierte Haino weiter. Wenn er Hochdeutsch sprach, war ihm nicht nach Spaß zumute. „Schuhsohlen unterliegen einer Abnutzung. Nutzen sie sich schnell ab, kaufen die Leute bei der Konkurrenz. Laufen sie sich langsam ab, kann man nicht so viele verkaufen. Die Zahl der Leute, die Schuhsohlen brauchen, ändert sich nicht sonderlich schnell. Egal ob alte Schuhe besohlt oder neue verkauft werden, der Bedarf an Schuhsohlen ist ziemlich konstant. Wie soll der Schuhsohlenfabrikant expandieren? Der Konkurrenz Marktanteile abjagen, weil er etwas erfunden hat, was den Käufer freut? Wenn er das kann, wird er das tun. Oder er erweitert sein Lieferprogramm, indem er jetzt auch noch aus den Lederabfällen Material herstellt, das wie Leder aussieht oder wie Alcantara oder sonst so ein griffiger Stoff. Daraus stellt er dann Taschen oder Etuis oder sonst irgendetwas Nützliches her. Wenn sich das ordentlich verkauft, muss er alsbald Räumlichkeiten bauen, kaufen oder mieten, Maschinen hineinstellen und geeignete Leute finden, die die notwendigen Arbeiten verrichten. Aber nur, wenn's gut läuft. Läuft's weniger gut, lässt er es ganz einfach bleiben. Er muss ja nicht expandieren. Treibt ein namhafter Politiker von der gerade regierenden Partei eine Sau durchs Dorf – der Dummkopf muss nicht von der SPD sein, aber meistens ist er von einer Linkspartei –, dann wird der Schuhsohlenfabrikant sich im Sessel zurücklehnen und sagen: ‚Ihr könnt mich mal hinten rumheben. Ich muss ja nicht expandieren.‘ Dann entstehen eben keine Arbeitsplätze. Ohne Gier keine Expansion und ohne Expansion keine Arbeitsplätze. Denn der Gier des Unternehmers steht das Konkursrisiko gegenüber. Und das scheut der Unternehmer mehr, als er seiner Gier zu fröhnen bereit ist.“

Ein Arbeitsplatz erzeugt für den Arbeitgeber zunächst einmal Kosten. Die muss der Arbeitnehmer erwirtschaften. Tut er das nicht, ist das ein Kostenplatz. Den kann jeder Politiker ‚schaffen‘, aber kein Unternehmer wird das tun. Erst wenn der Platzinhaber deutlich mehr erwirtschaftet als seine Kosten, wird daraus ein Leistungsplatz. Und nur Leistungsplätze sind echte weil rentable Arbeitsplätze. Arbeitsplätze kann man nicht ‚schaffen‘. Arbeitsplätze entstehen. Und zwar nur dann, wenn das Geschäft so gut läuft, dass der Unternehmer expandieren muss oder wenn einer sich eine Neuerung ausgedacht hat, die er alleine nicht mehr in die Tat umsetzen kann. Dann braucht er einen oder mehrere, die ihm helfen.

„Und wenn einer expandieren will, dann lungert er wochenlang bei Behörden rum, weil das ja alles genehmigt werden muss“, feixte Joekey. „Das kostet auch Geld, und das muss der Neue auch erst mal erwirtschaften.“

„So was kann mer ja auch mit Schmiergeldern beschleunigen. Du kennst dich doch aus mit so was“, wandte sich Schorschio an Haino.

„In meiner Firma fliesen keine Schmiergelder“ entrüstete sich Heino. „Un Sachverstand hen mir selwer gnug, sonst wäre mir längscht neme wettbewerbsfähig. Mir brauche keine Be-

rater.“ Nach einer Pause fügte er noch hinzu: „Zum Glück dauert bei uns der Behördekram net so üwermäßig lang wie im Ausland.“

Schorschio beeilte sich, das mit den Schmiergeldern geradezurücken: „Ich habe keine Sekunde angenomme“, legt er heftig gestikulierend los, „denn du jemals was bezahlt oder genomme hast. Ich mein nur, dass ein Unnernehmer sich mit so Sache besser auskenne muss als ein Angestellte.“

Heino ist oder besser gesagt war in der Tat ein sehr erfolgreicher Unternehmer. Zuletzt. Anfangs sah es weniger rosig aus. Der Vater betrieb eine Konservendosenfabrik in Kornwestheim bei Stuttgart. Sie lag etwas außerhalb Richtung Zuffenhausen, aber nicht in Stammheim, wie Heino immer betonte. 1973 starb der Vater plötzlich und Heino musste die Betriebsleitung übernehmen. Er beendete sein Betriebswirtschaftsstudium etwas hastig und deshalb mit keiner besonders guten Note und führte den Betrieb anfangs nebenher, bis er feststellte, dass das ein Fulltimejob ist. 1974 ging es dem Betrieb sehr schlecht. Die Ölkrise machte die Energie übermäßig teuer, und weil für die Aluminiumgewinnung sehr viel Strom benötigt wird, stieg der Aluminiumpreis fast auf das Doppelte. Aluminium aber ist ein wichtiger Rohstoff für Konservendosen. Auch Stahl und Zinn zogen im Preis an. Heino konnte die gestiegenen Rohstoffpreise nicht in vollem Umfang an die Kunden weitergeben und fragte sich, ob man überhaupt in einem Ballungsraum produzieren müsse. Da sind Grund und Boden teuer und das Personal verlangt auch höhere Löhne als auf dem Lande. Also suchte er ein geeignetes Grundstück im Zonenrandgebiet und kaufte sich schließlich in Hellenbach ein. Nach und nach baute er hier seine Konservendosenfabrik auf und ließ in Kornwestheim nur noch höherwertige Spezialdosen anfertigen.

Leere Konservendosen über weite Strecken zu transportieren lohnt sich indessen nicht, weil der Hauptanteil beim Transport Luft ist. Bei mehr als 200 km schlagen die Transportkosten stärker zu Buche als die Produktionskosten. Deshalb gibt es überall auf der Welt kleine Fabrikchen, die Konservendosen herstellen und im direkten Umkreis verkaufen. Hauptsächlich an fleisch- und fischverarbeitende Unternehmen. Obst und Gemüse wird auch zuweilen in Dosen verkauft. Die Konkurrenz ist deshalb recht groß. Heino brachte die Dosenfabrik zu einer ersten Blüte und baute nach und nach im Alpenvorland, in Niederbayern und im Harz weitere Dosenfabriken auf, wobei fünf bis acht Leute für die Produktion genühten. Das brachte dem Unternehmen Krisensicherheit und vor allem Flexibilität. Wurde in einem anderen Werk eine bestimmte Dosensorte gebraucht, musste er die Dosen nicht unnötig weit transportieren, sondern nur den Stanz- und Presskopf, der auf alle Stanzen und Pressen seiner Werke passte. Einen Stanz- und Presskopf konnte man mühelos in einem schnellen Kleinlaster transportieren. Zur Not auch in einem Oberklassen-Pkw. Es dauerte höchstens einen halben Tag, bis das Teil in ein liefernahes Dosenwerk geschafft und auf die Presse montiert war. Manche Kunden bestellten nur 1000 oder 10000 Dosen, weil die Lagerhaltung auch nicht gerade billig ist. 10000 Dosen aber entsprachen der Tagesproduktion in einem von Hainos Dosenwerken. Besonders an Nord- und Ostsee war das oft problematisch, weil man im Voraus nie wissen konnte, wie viel Fisch angelandet würde. Die für Rind- und Schweinefleisch benötigten Mengen ließen sich besser vorhersagen.

Heino war mächtig stolz auf seine Familie. Zwei Söhne und eine Tochter bewohnten einst die Villa am Stadtrand von Hellenbach, wo Frau Hein-Oberle ein strenges aber gütiges Regiment führte. Die Tochter heiratete einen englischen Konservendosenfabrikanten und ließ sich als erste ihr Erbe auszahlen. Aber noch immer kommt sie mit ihrem Mann und den beiden Kindern, Heinos Enkeln, dreimal im Jahr von Birmingham nach Hellenbach. Zu Besuch und zu fachlichen Gesprächen mit den Brüdern. Heino darf derweil die Enkel hüten. Er hat sich vor einem halben Jahr offiziell zurückgezogen und springt nur noch ein, wenn ihn Oliver, sein Ältester, ruft. Oliver hat drei Kinder.

Jakob, der Jüngste, war der zweite, der sich das Erbe auszahlen ließ. 1990. Wegen dem Fall der Mauer. Als nämlich 1989 die Mauer fiel, fielen auch bald darauf die Fördergelder für Zo-

nenrandgebietsunternehmen in sich zusammen. Das störte Heino wenig, denn von Fördergeldern hatte er nie auch nur die geringste unternehmerische Entscheidung abhängig gemacht. Wenn's Fördergelder gab, nahm man die mit und machte sich einen vergnügten Tag, wenn's keine gab, ging die Welt auch nicht unter. Wer sein Handwerk beherrscht, kommt auch ohne Subventionen aus. Die braucht man nur, um maroden Unternehmen einen schleichenden statt einen schnellen Tod zu verschaffen. Es waren nicht die Fördergelder, die Jakob kribbelig werden ließen. Er lernte polnisch. Ein halbes Jahr später sprach er leidlich Polnisch – und heute spricht er es fast akzentfrei. Im Herbst 1990 kaufte er ein großes Grundstück in einem Dorf auf Usedom, nahe der polnischen Grenze. Dort baute er eine Fabrik zur Herstellung von Fischkonservendosen. Heino war anfangs skeptisch, aber als Jakob ausschließlich polnische Arbeiter einstellte, fand er die Idee ganz gut. Deutsche Arbeiter und Angestellte wären nicht bereit gewesen, zu arbeiten, wenn Arbeit anlag, dafür aber hätten sie herumgelungert, wenn es nichts zu tun gab. Jakob zahlte seinen Polen gute bis fürstliche Gehälter. Aus Sicht der Polen. Deutsche Arbeiter hätten die Nase gerümpft. Dafür war Jakobs Firma stets lieferfähig. So ein Trawler weiß ja nicht vorher, wie viele Fische von welcher Sorte er fängt. Hat er auf dem Heimweg zwei Tonnen Heringe mehr, als in der Fabrik leere Dosen vorrätig sind, müssen Dosen angeliefert werden, bevor der Fisch anfängt zu vergammeln. Deutsche Arbeiter würden streiken, wenn sie nachts um drei raus müssten. Polnische Arbeiter kommen auch mitten in der Nacht in die Fabrik, wenn unvorhergesehenerweise Dosen hergestellt werden müssen. Drei polnische Fahrer, die aber gut Deutsch sprechen, sind ständig mit Lastzügen unterwegs und zwei Container schaukeln ständig in der Ostsee Richtung Skandinavien. Er beliefert die Kunden an der Ostseeküste bis hinauf nach Dänemark und zunehmend auch Kunden in Polen, Litauen und Lettland. Nach zehn Jahren war Jakob Hein-Oberles Konservendosenfabrik der Platzhirsch an der südlichen Ostseeküste. Bereits nach sieben Jahren stand das Werk schuldenfrei da. Er konnte an Erweiterungen denken.

Natürlich muss man zuweilen Behördenvertreter dazu bringen, die richtigen Entscheidungen zu treffen. Aber das macht man mit Argumenten und nicht mit Schmiergeldern. „I hen ab un zu mal jemand was geschenkt, wenn der mir weiter entgägekommene isch, als er oobedingt gemusst hätt“, erklärt Heino die Sachlage, „aber nie so viel, dass der des net hätt verantworten könne.“

„Ob ein Arbeitsplatz rentabel ist oder nicht, hängt von vielen Faktoren ab“, wusste auch Schorschio. „Sind die Löhne zu hoch, ist er unrentabel und wird auf lange Sicht abgebaut. Wird zu wenig Leistung erbracht, zum Beispiel wegen zu kurzer Arbeitszeit oder zu kurzer Maschinenlaufzeit, ist er unrentabel und wird auf lange Sicht verschwinden. Bei den Beamten ist die Sache besonders kritisch, denn die meisten unterliegen keinerlei Leistungskontrolle. Also weiß man oft nicht, ob die Stelle im Amt überhaupt nötig ist oder nicht.“

Joekey erklärte seine Sicht der Dinge etwas ausführlicher: „Um achtzehnhundert haben zehn Leute in der Landwirtschaft ungefähr fünfzehn Leute ernährt. Sich selbst und fünf weitere. Heute stellen zehn Leute in der Landwirtschaft Nahrungsmittel für achthundertachtzig Menschen her. Das nennt man Produktivitätsfortschritt. So gewaltig wie in der Landwirtschaft ist er in der industriellen Produktion und im Handwerk bei weitem nicht, aber er ist auch da vorhanden. Außerhalb der Nahrungsmittelproduktion wirken sich Veränderungen deshalb stärker aus und zu den stärksten Eingriffen in der Industrie gehören die Lohnforderungen und die Streiks. Setzt die Gewerkschaft Lohnerhöhungen über den Produktivitätsfortschritt hinaus durch, verursacht das Inflation und die setzt die Lohn-Preis-Spirale in Gang, denn der Lohnerhöhung steht ja keinerlei Leistungssteigerung gegenüber, mit der man die Lohnerhöhung bezahlen könnte. Für die gleiche Ware muss jetzt mehr Geld ausgegeben werden, denn durch eine Lohnerhöhung ohne Leistungssteigerung wird das Geld weniger wert, und das nennt man Inflation. Unterm Strich hat außer den Gewerkschaftsbossen keiner was davon. Neue Arbeitsplätze können nur entstehen, wenn die Löhne unterhalb des Produktivitätsfortschritts bleiben.“

Somit ist auch die Kaufkrafttheorie tot. Die geht so: Steigen die Löhne, können die Lohnempfänger mehr kaufen. Dann muss mehr produziert werden. Das führt zu höheren Löhnen und steigender Produktion. Irgendwann bricht das Paradies aus. Leider gehorcht die Kaufkrafttheorie den Gesetzen des Perpetuum Mobile und nicht der Realität. Das ist so, als wenn du an deinem E-Bike den Motor mit einem Dynamo am Vorder- oder Hinterrad antreibst. Funktionieren hat das noch keiner gesehen.“ Nach der Faustformel: Für jedes Prozent Lohnerhöhung zwei Prozent Personalabbau kann oft nicht gehandelt werden, weil der Markt die Berücksichtigung auch noch anderer Faktoren erzwingt. Dann hilft nur Automatisierung, Abwanderung ins Ausland oder ein gnädiger Insolvenzverwalter.

„Inflation schafft keinen einzigen Arbeitsplatz“, stellte Kahl-Krischan ungewohnt energiegeladen in den Raum. „Nur Nachfrage lässt Arbeitsplätze entstehen. Und das ohne Gegenleistung erhaltene Geld geben die Deutschen oft genug im Auslandsurlaub aus, anstatt zu Hause die Nachfrage zu erhöhen. In den Urlaubsländern wird dann die Nachfrage erhöht und die Arbeitsplätze wandern in gewerkschaftsschwache Länder. Senkt man die Preise für Waren und Dienstleistungen, dann entstehen Arbeitsplätze. Würde man Steuern und andere Lohnnebenkosten senken und womöglich noch die Löhne senken, würden Waren und Dienstleistungen billiger, die Nachfrage höher und die Arbeitslosigkeit geringer.“

„Hohe Arbeitslosigkeit wird immer erst dann nachhaltig sinken, wenn die Wörter ‚Leistung‘ und ‚Elite‘ keine Schimpfwörter mehr sind“, entfuhr es Gus. „Auch ‚Besserverdienende‘ muss einen Anreiz beinhalten und nicht einen Leistungsträger diffamieren. In einem Frankfurter Stadtteil mit hoher Ausländerdichte und hoher Kriminalität wollte ein Pfarrer eine Privatschule mit sehr hohem schulischen Niveau eröffnen. In einem Interview sagte der Pfarrer, dass man auf keinen Fall eine Eliteschule anstrebe.“

„Abgesehen davon, dass Elite von selbst entsteht und von niemandem geplant, angeordnet, hervorgerufen oder organisiert werden kann, fragt man sich doch, wieso ein Pfarrer Angst vor Elite, zu Deutsch Auslese, also besserer Qualität hat“, wunderte sich Kahl-Krischan. „Wenn Sozialisten sagen, sie wollen keine Elite, dann ist das verständlich, denn Elite entsteht im Wettbewerb und den fürchten die Sozis wie der Teufel das Weihwasser. Aber warum hat ein gebildeter Mensch wie ein Pfarrer Angst vor Elitebildung?“

„Japan ist ja bekanntlich ein Muster an Beharrlichkeit“, erzählte Joekey. „Als sich die Arbeitslosigkeit in den neunziger Jahren den fünf Prozent näherte, geriet die Bevölkerung in eine Art Hysterie. Der Ministerpräsident wusste sich nicht anders zu helfen, als die Bremser in seiner Regierung zu entlassen. Schließlich löste er das gesamte Parlament auf, weil die Bewahrer des Altbewährten in der Überzahl waren. Zwei Jahre später war der Arbeitsmarkt wie leergefegt. Aber nicht nur die Arbeitslosenzahlen fielen drastisch, weil die Betriebe wieder Planungssicherheit bekommen hatten, auch die Löhne stiegen an und die Betriebe konnten es verkraften. Auch der Regierung ging es danach wieder besser, weil die Steuereinnahmen sprudelten. Hätte der japanische Ministerpräsident nicht alle sozialistischen Bremser in die Wüste geschickt, dann wäre Japan ein Sanierungsfall geworden.“

„Zwotausendunddrei war bei uns genau dieselbe Situation“, erklärte Haino. „Da kletterte die Arbeitslosigkeit auch auf die fünf Millionen zu. Sogar Richtung zehn Prozent. Die Bundesanstalt für Arbeit hatte damals mehr Beamte und Angestellte, als es zu Zeiten Ludwig Erhards Arbeitslose gab. Und da hat die Regierung Schröder gehandelt. Ich weiß noch, wie der Schröder im Fernsehn gesagt hat: ‚Jede nicht sittenwidrige Arbeit ist besser als keine Arbeit‘, ‚Jeder arbeitsfähige Arbeitslose muss sich um Arbeit bemühen‘ und ‚Jeder arbeitsfähige Mensch hat die Pflicht, so viel wie möglich zu seinem Lebensunterhalt selbst beizutragen‘. Des ging mir runner wie Öl. Der Schröder hatte die Zusammenhänge kapiert und gehandelt.“

„Dafür hawwe’n sei Genosse awwer gründlich vermöbelt“, bellte Schorschio und schnickte die Haarsträhne nach achtern. „Die haben dem die Wahl so vermässelt, dass er anschließend Zuflucht bei de Russe gesucht hat.“

Leseprobe 4 (Seite 149 - 150)

Auslandseinsätze

„Ich wunder mich immer wieder, wie wenig sich die Leut un auch die Politiker dafür interessiere, wenn Firme ihre Produktion ins Ausland verlagern“, fragte sich Haino nachdenklich. „Besonders, wenn die Wirtschaft mal net so brummt. Motorola verlegte zwotausendundrei die Handy-Produktion von Flensburg nach China, hat sechshunnert Leut uff die Straß gesetzt, un koi Sau hat's gejuckt. Da hatte mir bald fünf Millione Arbeitslose.“ Dass Joekey am Sau-schwanz gezogen hatte, schien Haino gar nicht mitbekommen zu haben, denn er fuhr fort: „Apple lässt sei iPhone komplett in China mache, un des juckt auch koin. Bei uns wird nur um die Fünfunddreißig-Stunde-Woch gerunge. Alles andere scheint unwichtig zu sein. Dass mir trotz viel zu hoher Löhne angeblich Exportweltmeister sind, bringt hier auch niemand ins Grübeln. Theoretisch is das unmöglich. Genaugenomme is Rotterdam der Exportweltmeister, denn durch den Hafe geht fast alles in die Welt, was hier hergestellt wird. Un hier wird gar net so viel hergestellt. Weitgehend produziert und zum Teil auch schon geforscht und entwickelt wird in Billiglohnländern. Dort wird Vieles vorproduziert und bei uns nur noch zusammengeschaubt. Abgerechnet wird aber so, als käme die Ware komplett aus Deutschland. Der Umsatz bläht nur die Exportstatistik auf. Meistens geht das Geld auch nicht nach Deutschland, sondern kreist in verschiedenen Ländern, wo es bessere Erträge bringt. Es ist einfach eine Frage der Darstellungsweise, ob man Weltmeister ist oder Verlierer. Würde man nur die Waren als Exportware deklarieren, die komplett im Inland hergestellt worden sind, dann wäre Deutschland ein völlig unbedeutender Exporteur am hinteren Ende der Statistik. In die Billiglohnländer geht übrigens nicht sehr viel Geld für die vorproduzierte Ware, aber es geht überhaupt was da hin und die könne damit erstaunlich viel anfangen.“

Leseprobe 5 (Seite 150 - 155)

Dunkel pigmentierter Broterwerb

„Den Arbeitslosen geht es viel zu gut, ist so eine typische Halbwahrheit“, verkündete Joekey und lehnte sich auf der Bank zurück. „Nach meiner Information gibt es sowohl als arbeitslos gemeldete Schwarzarbeiter, die nebenher klotzig verdienen, als auch arme Teufel, die mit dem bisschen Knete beim besten Willen nur verhungern können.“

„Wer behauptet, dass sich die Arbeitslosen in der sozialen Hängematte räkeln, hat die erstere Sorte im Blick“, äußerte Kahl-Krischan, „die Kirchen schauen nur auf die armen Teufel, denen es wirklich dreckig geht.“

„Wenn der Staat Gesetze macht, die alles über einen Kamm scheren, dann kommen dabei solche Halbwahrheiten zustande“, nörgelte Joekey weiter. „Dass arbeitende Menschen vom Existenzminimum oder sogar drunter leben müssen, ist ein Skandal. Am Existenzminimum sollten nur die leben, die nichts leisten.“

„Das wird sich erst mache lasse, wenn die Lobbys, die den Schlamassel eingebrockt habe, nämlich die Gewerkschafte, verbote sind“, ärgerte sich Haino. „Aber ich weiß ja, dass keiner die Zusammehäng begreift. Jedenfalls keine Leute einfachen Geistes. Die himmeln ihre Gewerkschaften noch an. Dass man Schwarzarbeit mit der Jagd nach Schwarzarbeitern bekämpfen will, ist hochgradig albern. Einfach nur lächerlich. Da bräuchte man ein Heer an Schwarzarbeitsjägern, die keiner bezahlen kann. Und selbst dann, wenn die mal Erfolg hätten, ginge das Spiel am nächsten Tag wieder so weiter wie bei dem Hasen und dem Igel. Die Schwarzarbeitsjäger können nicht gewinnen. Arbeit muss billiger werden und die Preise für Waren und Dienstleistungen müssen sinken. Schwarzarbeit ist Arbeit minus Kosten für Sozialklimbim. Auch die Kirchen fordern höhere Löhne, mehr Kindergeld, höheres Wohngeld und Steuerenkungen für niedrige Einkommen. Das ist genau die Soziale Hängematte, die die ehrlichen

Arbeitnehmer finanzieren müssen, aber in die die Schwarzarbeiter nichts einzahlen. Wenn ein ordentlicher Grundbetrag vom Soundsovielten des Existenzminimums steuerfrei wäre und darüber angemessene Steuern und Lohnnebenkosten erhoben würden, dann könnt ich damit leben. Und damit leben könnten auch alle anderen, wenn die Inflation mal die andere Richtung einschläge. Da muss kein Volksverhetzer Deflation schreien.“

Kall-Ede wirkte sichtlich aufgebracht, als er brüllte: „Du meinst also, die Kirche fordere das Gegenteil von dem, was nötig wäre, um die Schwarzarbeit zu beseitigen und die Arbeit wieder lohnender zu machen.“

„Hast du des wirklich begriffe?“, wunderte sich Haino. „Des hätt ich net für möglich gehalte.“ Joekey konnte Wissen aus einem früheren Zeitungsartikel beisteuern: „Neunzehnhundertneunundneunzig ergab eine Untersuchung, dass es in Hamburg mehr Schwarzarbeiter gab als Arbeitslose. Diese ‚Arbeitslosen‘ konnte keiner mehr in den regulären Arbeitsmarkt eingliedern, weil dann deren Lebensstandard gesunken wäre. Und das dürfte die Mehrheit gewesen sein. Korrekt hätte die Aussage lauten müssen: ‚die meisten Arbeitslosen wollen nicht regulär arbeiten, weil sie sich als Schwarzarbeiter besser stehen.‘ Oft arbeiten die deutlich unter Tarif und wesentlich länger als vierzig Stunden. Und für die Schwarzarbeit nehmen sie oft Anfahrwege in Kauf, die sie bei regulärer Arbeit entrüstet ablehnen würden.“

„Es gibt noch eine andere Untersuchung“, hielt Schorschio dagegen. „Die meiste Schwarzarbeit wird nicht von Arbeitslosen und Hartz-Vierern erbracht, sondern in erster Linie abends oder am Wochenende von Leuten, die tagsüber einem geregelten Beruf nachgehen. Es sind eher die Zupackende, die Arbeit leiste. Um zum Beispiel einen anständigen Urlaub machen zu können, verschaffen sie sich eben durch zusätzliche Leistung das Geld, das ihnen der Staat vorenthält, um es den Faulenzern reinzustopfen. Irgend e Öffnung dafür wird der Staat schon finde.“

„Es gibt zweifellos einen Bodensatz an Arbeitslosen, die nicht arbeiten wollen, weil sie faul sind“, ließ sich Kahl-Krischan vernehmen. „Aber das sind wenige. Meistens kommen weitere Umstände hinzu. Vielleicht haben sie zehn Kinder und können vom Kindergeld prachtvoll leben. Die lassen sich nicht mehr an einen Arbeitsplatz treiben. Egal wie. Es gibt auch Alkoholiker, die nicht arbeiten wollen, weil ihnen sonst jemand in ihren Lebensstil hineinredet. Sie wollen in der Regel wohl in ihrer Sucht suhlen. Dafür nehmen sie auch ein gerüttelt Maß an Armut in Kauf. Ihr höchstes Ziel ist Selbstbemitleidung. Die sind bei den linken Parteien am besten aufgehoben. Es gibt aber auch ziemlich viele Arbeitslose, die wollen arbeiten. Nicht nur wegen des Geldes, sondern auch wegen des Selbstwertgefühls. Die finden bei der FDP und bei älteren CDU-Mitgliedern ihre Ansprechpartner. Die Merkel-CDU versucht bekanntlich die SPD links zu überholen. Womöglich kassiert sie auch noch die Linkspartei. Die engagiert sich auch nicht für arbeitswillige Arbeitslose.“

„Der Schaden durch Schwarzarbeit geht in die Milliarden“, jaulte Kall-Ede dazwischen.

„Einerseits wirft das ein Licht auf entgangene Steuern“, stellte Haino klar, „andererseits zeigt es, wie viel Arbeitspotential in diesem Lande stecken würde, wenn die Arbeit billiger wäre. Vor allem die Lohnnebenkosten wie Steuern, Rentenkasse, Krankenkasse und Arbeitslosenbeiträge. Es gibt nicht zu wenig Arbeit, sondern zu hohe staatliche Abgaben. Und die Arbeitszeit ist unverantwortlich kurz geworden. Politik muss die Kunst des Machbaren sein und nicht die Kunst des Wünschbaren.“

„Wir können von Glück sagen, dass es die Schwarzarbeit gibt“, grinste Gus und strich sich über den Bauch, „denn sonst würde Vieles nicht erledigt werden.“

Als ihn Kall-Ede bitterböse ansah, stemmte er beide Daumen in seinen Exportbierhumpen und sagte: „Da das Geld nicht über die Staatsbürokratie geleitet wird, fließt es direkt wieder in die Wirtschaft zurück und trägt inzwischen zu einem erheblichen Teil dazu bei, dass unsere Wirtschaft so prachtvoll funktioniert. Gäbe es keine Schwarzarbeit, würde auf weiten Strecken Stillstand herrschen.“

Haino vertrat ungewohnt harsch die Ansicht, dass die Gier und der Neid sozialistischer Politiker zuerst gebrochen werden müsse, bevor man darangehen könne, die Schwarzarbeit durch reguläre Arbeit zu ersetzen. „Das wird dauern“, vermutete er. „Ein immenser Schaden entsteht der Volkswirtschaft aber auch dadurch, dass heute niemand mehr ein schlechtes Gewissen hat, wenn er Schwarzarbeiter beschäftigt. Diese Mentalität wieder ins Lot zu bringen, wenn die Sozis endlich abgewirtschaftet haben, das wird eine Herkulesaufgabe. Und eines steht von vornherein schon mal fest: Mit Kontrollen und Strafen lässt sich das nicht managen, dann wird's nur noch teurer.“

„Es steht aber außerdem fest“, raunzte Joekey in die Runde, „dass derjenige, der die Lotterwirtschaft wieder in geordnete Bahnen zu lenken versucht, Grausamkeiten gegen die Nutznießer der Missstände begehen muss. Das macht ihn beim Volk unbeliebt und gefährdet seine Wiederwahl. Da muss mer erst mal ein finde, der sich das antut.“

Leseprobe 6 (Seite 228 - 235)

Was kann man tun? Was hat noch nie funktioniert?

Was man tun kann, um möglichst vielen Menschen aus der Armut in ein menschenwürdiges Leben zu helfen, wurde wieder und wieder beschrieben. Bildung, Fleiß, Rechtsstaatlichkeit, Geburtenkontrolle, Schutz des Eigentums, Mikrokredite, Hilfe zur Selbsthilfe, aber keine Zuwendungen ohne Bedingungen. Das alles wurde und wird bereits ohne großes Brimborium bewerkstelligt und es hat überraschend vielen Menschen den ersehnten Einstieg in ein lebenswerteres Leben gebracht. Die Leute aber, die Nutzen aus der Armenhilfe ziehen, seien es Wuthelfer von NGO-Organisationen, wie die Nicht-Regierungs-Organisationen heute genannt werden oder seien es Zaunwächter und Geweihepfleger, die sich als Politiker aufspielen, die schreien zu jeder beliebigen Unzeit heraus, wie viele Arme es auf dieser bösen Welt gibt. Wenn es weniger werden, sind sie beleidigt. Man spürt das beim Hören der Sonntagsreden oft deutlich heraus. Obwohl Unmengen grauer Singvögel von den Dächern pfeifen, dass Unsummen für diese Hobbys verbraten werden, schmeißen sie mit Geld für die ‚armen Negerlein‘ um sich, als wüchse es in den Vorgärten.

„Zwei Schlagworte falle mir bei dene Sonntagsrednern immer wieder auf“, krächte Schorschio und schnickte die Haarsträhne dorthin, wo sie von rechts wegen hin gehörte. „Des eine is der Schuldenerlass, von dem se immer ganz salbungsvoll predige, un des andere ist die Formulierung ‚Armut bekämpfe‘. Einer soll sich sogar zu der Behauptung verstiege habe, dass die Regierunge jetzt gege die Arme kämpfen wolle, nachdem der Kampf gegen die Armut verlore wär. Kämpfen kann man nur gegen Lebewesen. Die Armut ist aber kein Lebewesen, sondern ein Zustand. Dessen Ursache muss man ergründen, damit Hilfe zur Selbsthilfe möglich wird. Und es müssen die tatsächlichen Gründe gefunden werden und nicht die, die dem Kampfwilligen gerade in den Kram passen. Und dann muss man Maßnahmen ergreifen, damit die Armen sich aus ihrer Armut befreien können.“

Nach einer knappen Dreiviertelstunde brachte Wiemert die ersten Essen in den Saal. Die Teller waren allesamt randvoll. Danach servierte er im Minutentakt – na gut, sagen wir im Zweiminutentakt. Das Tempo ließ sich unter allen Umständen mit atemberaubend beschreiben. Jedenfalls waren die Stammtischler maßlos beeindruckt von der Leistungsfähigkeit von Küche und der derzeitigen Mannschaft des Goldenen Eber. „Des stellt net jeder uff die Bei“, entfuhr es Schorschio. Und das sagte einer, der bei so manchem Auslandseinsatz das Blaue vom Himmel hatte zaubern müssen, damit man termingerecht fertig wurde.

„Dass so viele Nahrungsmittel weggeworfen werden, ist auch ein Missstand, auf den viel zu wenig hingewiesen wird“, rügte Kall-Ede und fügte hinzu, „und außerdem sind in den Industrieländern viele Leute zu dick. Weit über einer Milliarde.“

Joekey kannte zahlreiche Ergebnisse statistischer Erhebungen und sagte deshalb: „Leider ist es nicht so einfach, dass nur die Reichen weniger essen müssten, damit die Armen nicht mehr

hungern. Die Weltgesundheitsorganisation schätzt sieben- bis achthundert Millionen Unterernährte. Also mehr Dicke als Hungernde. Trotzdem lässt sich da nur rechnerisch was ändern. Die Praxis gibt leider nicht das her, was man sich im Prinzip wünschenswert sollt.“

„Im Moment gibt die Erde noch genug her, um allen den Bauch zu füllen“, versicherte Kahl-Krischan. „Aber die Weltbevölkerung wächst und wächst. Irgendwann kann die Erde eben nicht mehr alle ernähren. Dann sind es zu viele.“

„Unglücklicherweise nimmt die Bevölkerungsdichte hauptsächlich in den Dritte-Welt-Ländern zu“, beklagte Gus. „Da, wo es jetzt schon schwierig ist, alle satt zu bekommen.“

„Die Nahrungsmittelproduktion ist ein kapital- und wissensintensives Geschäft geworden“, bedauerte Schorschio. „Billige Arbeitskräfte und ein günstiges Klima allein sind keine Vorteile mehr. Die Dritte-Welt-Länder konnten früher wenigstens billige Arbeiter der Faust zur Verfügung stellen. Muskelkraft ist aber heute in der gesamten Nahrungsmittelproduktion nicht mehr gefragt. Diesel- und Elektromotoren sind noch billiger als schlecht bezahlte Muskelprotze“, und nach einer Pause fügte er hinzu: „Viel billiger.“

Bis etwa um 1800 war Armut der Normalzustand auf Erden. Selbst im alten Rom gab es nur eine zahlenmäßig geringe, reiche Oberschicht, aber Millionen armer Teufel.

Joekey konnte natürlich auch diesbezüglich mit Zahlen aufwarten: „Es ist gerade einmal zweihundert Jahre her, dass die Europäer anfangen reich zu werden“, sagte er. „Um tausend nach Christus lag die durchschnittliche Lebenserwartung weltweit bei vierundzwanzig Jahren. Ein Drittel aller Säuglinge starb bereits bei der Geburt und wer durchkam, der wurde auch net viel über dreißig. Und des bei viel Hunger und ziemlich oft auch noch Krankheitn. Nur eine kleine Elite, wie man früher zu dene Leut gsagt hat, führte ein behagliches Leben. Adel und Klerus. Fortschritt stand bis zum Beginn der industriellen Revolution überhaupts net aufm Programm.“

„Um achtzehnhundert rum hat dann awwer der James Watt den Wirkungsgrad von der Dampfmaschine von anderthalb uff üwwer drei Prozent gesteigert und da war die auf einmal rentabel“, erzählte Schorschio und Haino fügte hinzu: „Entgege von dene Unkerufe der übliche Bedenkenträger is die Unterschicht durch Watts Erfindung aber nicht verelendet, sondern hat ihren Lebensstandard erheblich verbessert.“ Haino strich sich genüsslich über den Bauch und griff zu seinem Trollinger.

„In England erhöhte sich die Lebenserwartung auf durchschnittlich sechsunddreißig Jahre“, erzählte Joekey, „und das Pro-Kopf-Einkommen zog gewaltig an. Die Ungleichheit zwischen den Staaten, die keine Dampfmaschine net ghabt ham, und England nahm gewaltig zu. Außerdem ging die Ungleichheit zwischen Eliten und Unterschichten dramatisch zurück. Die Sozen ham des bis heut net begriffn. Von den Erfolgen der industriellen Revolution ham später auch die breiten Massen in Kontinentaleuropa und Amerika profitiert. Oawer der Rest von der Welt blieb arm. Viel später hat sich der Effekt erst in Südostasien und dann auch bei ein par lateinamerikanischen Ländern wiederholt. Aber längst net bei alln.“

„Die Segnungen der industriellen Revolution wirken bis heute“, dozierte Kahl-Krischan. „Sinngemäß hat der Walter Rathenau mal gesagt: ‚Wir leben besser, länger und viel gesünder. Wir reisen an alle Ecken der Erde, üben Berufe aus, die uns körperlich viel weniger beanspruchen, dafür aber intellektuell mehr fordern. Wir bekamen Freizeit, was vorher nur Kleriker und Adel kannten. Im Rahmen der Gesetze können wir tun, was wir wollen. Niemand zwingt uns. Der Preis dafür besteht darin, dass wir der Wirtschaft ständig Wachstum verschaffen.‘ Ich kann mir Schlimmeres vorstellen.“

„Du darfst aber net vergesse“, predigte Haino, „dass die industrielle Revolution net vom Himmel gefalle is. Wohlstand geschaffen haben Ideen. Erfindungen meistens. Wissenschaft, Technik und Markt beeinflussen sich in der Industriegesellschaft gegenseitig viel stärker als in der Agrargesellschaft. Wenn es der breiten Masse in einem Land gut geht, dann hat der Fortschritt in aller Regel einen gewaltigen Anteil daran gehabt. Der umverteilende Sozialstaat verhindert keine Armut. Armut verhindern kann nur ein gesunder Arbeitsmarkt, dessen Unter-

nehmen leistungsfähigen Arbeitnehmern so effektiv zu arbeiten ermöglichen, dass die Arbeitgeber ihren Leuten anständige Löhne zahlen müssen, damit sie ihnen nicht davonlaufen.“

„Es ist ja kein Zufall, dass zuerst Europa der Armutsfalle entkam“, ließ sich Joekey vernehmen. „Hier wurden bedeutende Erfindungen gemacht, die breit gestreuten Wohlstand ermöglichten: Buchdruck, Dampfmaschine, Zeitung, Elektromotor, Patentamt, Auto, Ottomotor, Dieselmotor, Fernrohr, Mikroskop, Radio, Dynamo, Foto, Film, Motorschiff, Computer und, und, und. Auch in Ostasien gab es kluge Leute, die Neues erfanden. Deshalb wundert es mich net, dass Südostasien die nächste Region war, in der die Armut der breiten Massen verschwand. Von dort kamen Kompass, Sextant, Papier, Papiergeld, Porzellan, Schießpulver und Seide, um nur ein paar zu nennen. Nach Amerika und Australien haben die einwandernden Europäer das Wissen mitgenommen, das zur Reduzierung der Massenarmut notwendig war. Dort erfand man zum Beispiel Telefon, Glühlampe, Mikrofon, Plattenspieler, Motorflug, Fließband, Internet und e ganze Menge mehr. Nur Afrika ist im ursprünglichen Zustand geblieben. Innovationsscheu, missgünstig, korrupt und arm.“

Haino wusste aus seiner BWL-Studienzeit, dass ein intellektuelles Klima, welches neue Ideen belohnt, Wachstum schafft. „Autoritäre Systeme aber“, sagte er, „die das Monopol auf die Wahrheit zu besitzen glauben und Abweichlertum der Zensur unterwerfen, bringen es zu nichts. Protektionismus hat noch niemand aus der Armut geholfen. Es waren immer offene Märkte und der Wettbewerb, welche Wirtschaftswunder ermöglichten. Und profitiert davon haben die ärmeren Leute stets mehr als die Wohlhabenderen, weshalb sich da en Mittelstand bilde konnt. Der Mittelstand is ja aus der Unterschicht entstande un net aus der Oberschicht.“

„An der Entstehung von Ländern mit überwiegend wohlhabender Bevölkerung oder sagen wir Menschen, die sich um ihre Zukunft keine ernsthaften Sorgen machen müssen, waren auch eine ganze Reihe von Institutionen beteiligt“, beeilte sich Kahl-Krischan zu vermelden. „Schulen und Universitäten, die Bildung vermittelten, Handwerker und Betriebe, die Fachwissen entwickelten und weitergaben, Kliniken und niedergelassene Ärzte, die erkrankte Menschen wieder gesund machten und dadurch dem Arbeitsmarkt erhielten, Gerichte, Rechtsanwälte und Notare, die für Verlässlichkeit des Eigentums und der Vertragsfreiheit sorgten und die Durchsetzung des Rechts garantierten, Behörden, die sich um die Nutzungsmöglichkeiten von Straßen, Schienen, Häfen und Flughäfen kümmerten und so weiter, und so weiter. Rechtsstaatliche Ordnung gibt schließlich Anreize für unternehmerisches Handeln, denn wo Gewinne winken, lohnt es sich, Risiken einzugehen und zu investieren. Sicherheit schafft Vertrauen und Vertrauen ist ein wichtiger Wachstumsmotor. Kontrolle kostet Geld. Möglicherweise hat die Stasi in der DDR mehr Geld verbraucht, als die gesamte arbeitende Bevölkerung der DDR hereinwirtschaften konnte.“

„Ich könnt mir vorstellen“, meinte Gus, „dass demokratische Mitwirkungsrechte und wirtschaftliches Wachstum einander bedingen. Deshalb halt ich es für unwahrscheinlich, dass es sich ein Land wie China noch lange leisten kann, seine Gütermärkte zu öffnen, aber den Menschen Ideenmärkte zu verwehren und Zentralismus oder Marxismus zu diktieren. Das mag in der Phase industrieller Imitation eine Weile funktionieren, aber Innovation braucht Gedankenfreiheit und ist in hohem Maße auf Querdenker angewiesen. Wo sollen sonst neue Produkte oder Spielregeln herkommen?“

„Naturgesetze gelten ewig, von Menschen gemachte Spielregeln müssen ständig gegen ihren Verfall gesichert werden“, beteuerte Kahl-Krischan, als spreche er eine Warnung aus. „Wer mitspielen will, sollte sie verstehen. Das Wissen über wirtschaftliche Zusammenhänge und Wirkmechanismen sowie über die Naturgesetze und deren Auswirkungen ist heutzutage in der westlichen Welt nicht mehr sehr verbreitet. Dass die ökonomische Bildung bei den meisten Menschen fehlt, ist unter anderem auch ein Versagen der Schule. Der verbreitete Antikapitalismus beruht in erster Linie auf früh eingeübter Ignoranz gegenüber Fakten und Naturgesetzen.“